



Lehrer Pannes mit Handelsschülerin im Deutschunterricht

Eine für alle

Schule Berufskollegs bieten vielen Jugendlichen die letzte Chance auf einen Abschluss – und offenbaren doch grundsätzliche Missstände im Bildungssystem. Eine Nahaufnahme. *Von Katja Thimm*

Wenn Rolf Wohlgemuth morgens den Dienst antritt, in seinem Arbeitszimmer mit brauner Schrankwand und meterlangem Schreibtisch, sind all die drängenden Probleme Deutschlands auch schon da. Migration und Integration, Fachkräftemangel und Arbeitslosigkeit, Zukunftsängste, Chancenungerechtigkeit, Bildungsferne.

Der hochgewachsene Mann ist promovierter Philosoph und Germanist, Sozialpädagoge außerdem; jahrelang betreute er Schwerstabhängige in der stationären Drogentherapie. Die Erfahrung jenseits üblicher Regeln helfe ihm nun sehr, sagt er. Seit einem Jahr leitet er ein Berufskolleg in Köln – und obwohl allein in dieser Stadt mehr als 40 000 Schüler, etwa ein Drittel aller, eine solche Schule besuchen, trifft der Rektor überwiegend auf Menschen,

die sich kaum etwas darunter vorstellen können.

Sie wissen nicht, dass sich hier offenbart, woran es vielen schon seit dem Kleinkindalter mangelt. Von den Chancen, die hier jedem offenstehen, ahnen sie ebenfalls nichts. Dabei sind Schulen wie das Erich-Gutenberg-Berufskolleg ein Lehrstück über Bildung. Und alle, die in diesem Land darüber nachdenken, müssten eigentlich bei Rektor Wohlgemuth hospitieren.

Zwei Schluck Tee, dann klickt er durch die morgendlichen E-Mails; wie jeden Tag gekleidet mit Hemd und Krawatte, als sende er ein Signal des Pflichtbewusstseins. Ein Schüler kündigt eine Klage gegen seine vorgesehene Entlassung an. Eine Lehrerin erwägt zivilrechtliche Schritte gegen einen Schüler. Zwölf Krankmeldungen aus dem Kollegium, ein städtischer

Angestellter stellt Fragen zum Schulbudget. Zügig tippt der Rektor Antworten, anschließend versieht er den großen Flachbildschirm an der Wand im Lehrerzimmer mit Terminen und Neuigkeiten. Er muss mehr als hundert Pädagogen zusammenhalten, die sich in großer Zahl unter ihrer Aufgabe einmal etwas anderes vorgestellt hatten als das, was sie auch an diesem Tag erwartet.

Fast 2500 Schüler, Unterricht tagsüber und am Abend, 17 unterschiedliche Bildungsgänge, zwölf Arten von Abschlüssen. Traditionell sind dies in einer Berufsschule Berufsabschlüsse. Im Erich-Gutenberg-Kolleg, das auf Wirtschaft und Verwaltung spezialisiert ist, bringen viele den theoretischen Teil ihrer Ausbildung als Steuerfachangestellte, Bürokaufleute, IT-Systemkaufleute, Betriebswirte oder Informatik-

FOTOS: THEODOR BARTH / DER SPIEGEL

kaufleute hinter sich. Einige erwerben gleichzeitig das Fachabitur oder den Bachelor of Arts. Es sei, so urteilt das Kollegium, eine eher zielstrebige, eher unproblematische Schülerschaft.

Doch die Schule, und davon handelt dieser Text, ist wie Hunderte ihrer Art auch eine Zuflucht. Wer andernorts im Bildungssystem verloren ging, kann sich hier an Haupt- und Realschulabschluss, Fachhochschulreife und Abitur versuchen. Jeden Tag, ein, zwei oder drei Jahre lang, in einem sogenannten Vollzeitbildungsgang. Beinahe die Hälfte aller Zeugnisse, die heute eine mittlere Reife bescheinigen, stammt von Berufsschulen.

Der Rektor blickt auf. Vor seinem Fenster ziehen die Schüler vorüber wie ein träger Strom, der Eingang des Kollegs liegt gleich um die Ecke; es ist ein Fluss aus roten, grünen, blauen Chucks, aus Kapuzenpullovern, Kopftüchern, trainierten Oberkörpern und Sonnenbrillen.

Emre, der schon zweimal die mittlere Reife verpasst hat. Salvatore aus einer Klasse für Jugendliche ohne Auszubildungsverhältnis, Florin, der auf eine Lehrstelle als Fachlagerist hofft. Stanislav, der Rechtsanwaltsgehilfe werden will, Jacqueline, Olga, Mehmet. Zwei Drittel der Schüler stammen aus einer Familie mit Migrationshintergrund; ein Großteil wohnt gleich hier im strukturschwachen Stadtteil Mülheim, wo Baracken geschlossener Großmärkte brach liegen und die Lehrer in der weitläufigen Anlage des Kollegs Rollkoffer mit Unterrichtsmaterial hinter sich herziehen, als verreisen sie in karges Terrain.

Von einer zweiten, dritten und vierten Chance spricht Wohlgemuth und vom großen Glück mancher Schüler. Aber er sagt auch, dass die Vielzahl möglicher Umwege einige der jungen Leute überhaupt nicht weiterführe.

Der Gong erklingt, vier Töne eines Akkords, in Raum 2020 sammeln sich die Handelsschüler bei Sigrid Kurz zum Politikunterricht. Die Ukraine soll Thema dieser Stunde sein, die Gespaltenheit des Landes. „Erst einzeln, dann in Gruppen“, ruft Frau Kurz und verteilt Arbeitsblätter.

Minuten später hebt eine Schülerin die Stimme: „Ich hab vergessen, was Opposition ist.“

„Vielleicht kann jemand helfen?“, fragt Frau Kurz.

Stille.

„Versuchen wir es anders“, sagt die Pädagogin. „Wer stellt in Deutschland zurzeit die Regierung?“

„Die Frau Merkel.“

„Und wer noch?“

„Der Bundespräsident.“

„Denken Sie an den Bundestag: An welche Parteien erinnern Sie sich?“

Achselzucken. „Die Grünen“, sagt schließlich eine Schülerin.

In einem Jahr wollen die Jugendlichen das Berufskolleg mit dem mittleren Schulabschluss verlassen. Viele sollten jetzt schon so weit sein, alle sind mindestens volljährig. Aber es mangle an Durchhaltevermögen, sagt Sigrid Kurz. Zwölf Schüler, fast die Hälfte in der Klasse, fehlen auch an diesem Tag. Das zurückliegende dreiwöchige Pflichtpraktikum brachten zwei zu Ende.

In manchen Halbjahren stehen in einem Klassenbuch bis zu 1700 Fehlstunden verzeichnet – das sind pro Schüler durchschnittlich 68 und, wie es der Beratungslehrer Armin Wambach formuliert, 1700 Störungen bei dem Versuch, Bildung zu verbreiten. Der Stapel aus Entschuldigungszetteln, die ihn in den vergangenen Monaten erreichten, ist umfänglich wie ein Bildband. „Und außerdem: die Unpünktlichkeit!“, Wambach schüttelt den Kopf. Selten nur, sagt er, schafften es die anwesenden Schüler, bei Unterrichtsbeginn auf ihrem Platz zu sitzen. Doch obwohl viele jeder Form von Schule längst überdrüssig sind, halten sie am Berufskolleg fest. In manchen Fällen reizt sie das Kindergeld. Aber vor allem ist es die Angst, die sie in die Klassenzimmer zieht. Der Welt da draußen, ihren Erwartungen und ihrer Unüberschaubarkeit, fühlen sie sich noch weniger gewachsen.

20 Prozent aller 15-Jährigen seien gefährdet, an einfachen Alltagsaufgaben zu scheitern und am Ende ohne Schulabschluss zu bleiben, heißt es an diesem Tag in den Nachrichten. Im Mülheimer Kollegium wird dieses neueste Ergebnis der Pisa-Studie mit Kopfnicken quittiert. Er komme da sofort auf zehn Namen, meint ein Lehrer. Leider.

Wieder ertönt der Gong. Bei Jörg Pannes beginnt der Deutschunterricht im „Be-

rufgrundschuljahr“. Es soll, wie es im „Bildungsportal“ des nordrhein-westfälischen Schulministeriums heißt, jungen Menschen eine berufliche Grundbildung vermitteln und sie schulisch weiterqualifizieren. Von den 18 Schülern, 16, 17 oder 18 Jahre alt, haben zum Schuljahresende in diesem Sommer 9 die angestrebte mittlere Reife erreicht. Das seien außergewöhnlich viele, urteilt der Lehrer.

Jörg Pannes strahlt freundliche Bestimmtheit aus. Ob jemand schon mal etwas vom Passiv gehört habe, fragt er; die Verbform gehört zum Stoff der Unterstufe.

„Bei BWL machen wir das“, erhält er zur Antwort. „Bei Bilanz, da haben wir links aktiv und rechts passiv.“

„Passiv ist, wenn man was macht, so eher zurückhaltend“, mischt sich der Nächste ein. „Wie im Fußball.“

Hhm, erwidert der Lehrer, so ähnlich sei das auch in der Sprache. Dann erklärt er, bildet Beispielsätze, schließlich greift er nach der Kreide. „Legen Sie beide Hände über den Kopf“, schreibt er an die Tafel und legt beide Hände über den Kopf. „Ist das Aktiv oder Passiv?“

„Ich bin für Aktiv“, schreit eine Schülerin. „Ich für Passiv“, schmettert ein nächster. „Nicht raten!“, ruft Pannes in gespielter Verzweiflung. Aber es ist ihm ernst.

Lernen funktioniert nun einmal durch Anschluss – und leider sei da häufig zu wenig, woran sich anschließen lasse, sagt er nach der Stunde. Eine seiner Kolleginnen ließ Geschäftsbriefe aufsetzen und fand Betreffzeilen wie „Beschwerde um Hereinkommen meiner Mietwohnung ohne mein Einverständnis“ oder Wörter wie „Elkaweh“, gemeint waren Lastkraftwagen. Manchmal zweifelt der Deutschlehrer, ob sich diesen erwachsenen Schülern überhaupt noch etwas beibringen lässt, das zu einem messbaren Lernzuwachs führt. Sie hätten in ihrem Alter ja



Schulleiter Wohlgemuth: Gelbe Karte, Rote Karte

doch schon recht viele Verhaltensweisen verinnerlicht.

Schwierigkeiten bei der Bewältigung von Konflikten gehören dazu, manchmal Mobbing. Viel ausgeprägter aber ist unbedarftes Verhalten. Schülerinnen schneiden Haarspitzen, Schüler zupfen Augenbrauen, während Lehrer binomische Formeln erklären; weit verbreitet ist auch der Einsatz von Handcreme. Fordern die Lehrer auf, Schere, Pinzette und Creme wegzupacken, folgen Diskussionen. Das störe ja wohl niemanden! Das sei ja wohl leise!

Kaum einer meine das böse. Aber die wenigsten seien in der Lage, Anweisungen kommentarlos zu folgen, lautet, zusammengefasst, das Urteil im Kollegium. Wer eine Woche lang den Unterricht in verschiedenen Klassen beobachtet, gewinnt einen ähnlichen Eindruck. Gängige Sanktionen, selbst der zwölfte Eintrag ins Klassenbuch, schrecken nur eine Minderheit. Die Lehrer führen zahlreiche Einzelgespräche; vor einigen Wochen saß im Zimmer des Rektors ein junger Mann auf dem Weg zur Fachhochschulreife. Er hatte eine Lehrerin in einer WhatsApp-Gruppe als Nazi-Hure beschimpft.

Dieser junge Mann, berichtet Rolf Wohlgemuth, habe weder die historische Dimension seiner Worte erfassen noch eine angemessene Entschuldigung äußern können. Symptomatisch sei dieser Fall, nicht nur für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Auch die deutschen beherrschen in vielen Fällen bloß eine Alltagssprache zum Austausch von Informationen. Ein Verständnis für komplexe Situationen oder den richtigen Ton bleibt vielen unerschlossen – unter anderem wohl deswegen, weil solche Fertigkeiten als Anstrengung empfunden werden. Umfasst eine Lektüre in der höheren Handelsschule mehr als eine DIN-A4-Seite, schwindet im Klassenraum die Konzentration. Die Sprache einfacher Verwaltungsvorgänge erschließt sich zahlreichen Schülern selbst dann nicht, wenn es sie betrifft. Ist zum Beispiel ihr Fehlverhalten Thema einer Lehrerkonferenz, halten viele bereits den ersten schriftlichen Verweis für den endgültigen Ausschluss aus der Schule. Der Rektor bemüht dann, in seinem Berufskolleg mit dem Schwerpunkt Verwaltung, den Fußball. Gelbe Karte, Rote Karte.

Und gleichzeitig ist alles ganz anders. Severin, der ehemalige Hauptschüler, arbeitet hart, weil er bei der Bundeswehr unbedingt mit mittlerer Reife antreten will. Ulrike hat sich nach 35 schwierigen Lebensjahren nun erfolgreich als Abiturientin in die Sommerferien verabschiedet. Dennis, 22 Jahre alt, hat früher auf dem Bau gearbeitet und jetzt ein Studium vor Augen; der 19-jährige Serdar, der einmal Realschüler war, will Betriebswirt werden. Und die Schüler aus der „Internationalen Förder-



Schüler Emre im Computerkurs
„Manchmal im Kopf erst zwölf Jahre alt“

klasse“ hoffen auf Asyl in Deutschland und begreifen alles, was sie lernen, als Eintrittskarte in ein besseres Dasein. Ohne die Umwege, die ein Berufskolleg offenhält, würden Hunderte in diesem Kölner Stadtteil nicht so weit nach vorn blicken.

Vor allem in den Bildungsgängen „Wirtschaftsgymnasium“ und „Fachoberschule“ sammeln sich Hoffnungsträger; die Pokale im gläsernen Schaukasten zeugen von Mathematikwettbewerben und Fremdsprachenexperimenten, von Ehrgeiz, Einsatz, Sieg. In den Stunden der Abiturfächer herrscht trotz linearer Algebra und epischen Lehrtheaters straffe Ruhe. Vielfach ist das Kolleg, dank europäischer Strukturförderung und eines amerikanischen Software-Unternehmens, auch besser ausgestattet als andere. Im Selbstlernzentrum sind 40 Tablets verfügbar; Berufsbörsen, Selbstmanagement und ein Training für Bewerbungsgespräche gehören ebenfalls zum Angebot: Wie steht man selbstbewusst im Raum? Wie hoch muss der Ausschnitt einer Bluse sitzen? Zwei Sozialpädagoginnen sind bei Problemen ansprechbar; und um möglichst vielen gerecht zu werden, unterrichten in manchen Schulstunden zwei Lehrer gleichzeitig. Sie vermitteln während der Klassenfahrten neben Skifahren auch Tischmanieren, sie posten Lernhinweise auf Facebook, sie sind per E-Mail zu erreichen. Und viele mögen ihre Schüler.

An diesem Berufskolleg, so lässt es sich wohl zusammenfassen, ist vieles verwirklicht, was Lernforscher als Ideal annehmen. Warum nur liegt dann so viel im Argen?

Emre hat sich bereit erklärt zu erzählen. Der Handelsschüler aus der Politikklasse von Frau Kurz verlässt in diesem Sommer mit der mittleren Reife das Berufskolleg. Es ist der dritte Anlauf.

Emres Geschichte klingt typisch für diesen Stadtteil; es spielen darin eine beengte Wohnung, falsche Freunde, körperliche Auseinandersetzungen, holprige Deutsch-

kennnisse, mehrere Schulwechsel und das Gefühl von Heimatlosigkeit ihre Rollen. Der Stiefvater führt einen türkischen Supermarkt, der leibliche Vater einen Hochzeitsalon, in dem er die großen Feierlichkeiten türkischer Familien ausrichtet. Es ist eine Geschichte über die mangelnde Durchlässigkeit der deutschen Gesellschaft, in der Erfolg vor allem von sozialer Herkunft abhängt. Mit der bürgerlichen Welt, in der sich Emre einmal behaupten soll, hat sie wenig gemein.

Er habe einfach zu oft gechillt, sagt er, irgendwo mit Freunden eine Suppe getrunken, oder er sei nach Berlin gefahren, morgens hin, abends zurück, zum Einkaufen. Gern, sehr gern würde er noch einmal alles neu und anständig machen. Doch auch in diesem Jahr hat Emre im Unterricht 60 Stunden gefehlt. Knapp 30 gelten als unentschuldig; die Bilanz hat ihn Mühe gekostet. Obwohl der 20. Geburtstag längst hinter ihm liegt, wirkt Emre kindlich, ein Junge mit dünnem Bart und schmalen Gesicht. Einmal, vor ein paar Jahren schon, haben ihn Polizisten zu Hause aufgesucht und in die Schule beordert. Fast zwei Wochen lang war er nicht im Unterricht erschienen. Meist schicken die Sachbearbeiter im Ordnungsamt in solchen Fällen außer der Polizei auch einen Bußgeldbescheid. Bis zu 1000 Euro kann das Vergehen kosten. „Aber ehrlich“, sagt Emre, und er ist stolz darauf, „das war nur einmal.“

Bringen Bewerber die formalen Voraussetzungen mit, müssen sie am Berufskolleg aufgenommen werden. Wie Emre fehlt vielen allerdings ein Masterplan. Die altgedienten Lehrer in Köln blicken wehmütig, sie erinnern sich an eine Zeit, in der in ihren Klassen überwiegend die kaufmännisch und mathematisch Interessierten eines Jahrgangs saßen. Heute entscheiden sich viele Heranwachsende allein aus Alternativlosigkeit für die Vollzeitbildungsgänge einer Berufsschule. Vor allem die höhere Handelsschule, lange eine prestigeträchtige Station künftiger Bankangestellter, zieht in großer Zahl jene Jugendlichen an, die nach der zehnten Klasse ohne Ausbildungsplatz geblieben sind. Allerdings erreichen dort in der Regel höchstens zwei Drittel der Schüler den Abschluss. Dass ein Drittel scheitert, ist typisch für alle Vollzeitbildungsgänge – halten 70 Prozent der Jugendlichen durch, gilt das im Erich-Gutenberg-Kolleg bereits als gutes Ergebnis. Neue Bildungspläne in Nordrhein-Westfalen sollen dazu beitragen, die Quote in den Berufsschulen zu steigern – mehr Kompetenzen statt abstrakten Wissens, mehr individuelle Förderung.

Alles schön und gut, heißt es im Lehrzimmer. Aber das eigentliche Drama sei das Hohelied des Abiturs – die gesellschaftliche Übereinkunft, dass ein erfolgreiches Leben ohne Hochschulreife im Grunde un-

denkbar sei. Bildungsforscher beschreiben es ähnlich: Weil jeder heute nach dem bestmöglichen Abschluss strebe, würden zahlreiche Jugendliche am Rand ihrer kognitiven Fähigkeiten beschult. Es ist eine Garantie für Frustration und Scheitern.

Mehr als die Hälfte der Schüler mancher Klassen des Erich-Gutenberg-Kollegs findet im Anschluss an die Schule keine Lehrstelle. Ein Großteil sei einfach nicht gut genug, urteilen viele Lehrer. Zeugnisse seien oft irreführend, häufig brächten die Schüler bereits geschönte Noten mit. Und so sammeln sich in Berufsschulklassen Mängel und Versäumnisse vergangener Jahre, die sich kaum aufholen lassen.

Am Erich-Gutenberg-Berufskolleg vergeben Pädagogen zuweilen ebenfalls bessere Noten, als die Leistung es verdient. Mitleid treibt sie; und alle kennen sie Ehemalige, die irgendwann doch noch ihren Weg gefunden haben. Zugleich reagieren Schüler auf schlechte Beurteilungen zunehmend mit Einspruch oder Klage. Auch die Bezirksregierung schrecken hohe Durchfallquoten. Es ist vorgekommen, dass ein Lehrer zum Gespräch geladen wurde, nachdem weniger Jugendliche einen Abschluss erreicht hatten als statistisch erwartet.

Das Geflecht ist verworren: Nimmt ein Pädagoge seinen Beruf ernst, mag er Noten nicht verschenken. Dennoch will er niemandem die Zukunft verbauen, sie strahlt in Köln-Mülheim ohnehin nicht hell. Und gleichzeitig behindern freundliche Zeugnisnoten manche Schüler auch. Der unfreundliche Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt trifft sie dann umso härter.

Emre kennt das Gefühl, er hat es so lange wie möglich gescheut. Wie die meisten seiner Mitschüler plant er ein Leben, das

er als normal bezeichnet. Mit Glück gesund, verheiratet, ein Kind, eine einkömmliche Arbeit. Er wolle nicht übertreiben, sagt er, mit 2500 Euro netto monatlich wäre er zufrieden. Außerdem ein Auto, natürlich. Gebrauchte kostet sein Wunschmodell etwa 80000 Euro, aber so weit rechnet Emre nicht. Als Einzelhandelskaufmann möchte er seine Ziele einmal erreichen. Und er hofft, dass sich nun, die mittlere Reife in der Tasche, doch alles irgendwie schon fügen wird.

Vorerst aber wird der junge Mann in einer Supermarktfiliale als Hilfskraft an der Kasse sitzen und Tiefkühlerbsen in das Gefrierfach sortieren. Weder bei Netto noch bei Lidl, Penny, Aldi oder Rewe haben ihn die Personalbeauftragten als Lehrling angenommen. Er hat sich allerdings auch viel zu spät darum beworben.

„Manchmal“, sagt Emre, „denke ich wirklich, dass ich im Kopf erst zwölf Jahre bin. Ich schaffe es einfach nicht, mich so zu verhalten, wie man sich in meinem Alter verhalten muss.“

Biotee steht auf dem runden Tisch. Auch Salvatore hat sich bereit erklärt zu erzählen; wie jeden Mittwochvormittag findet er sich im Raum der Sozialpädagoginnen ein. Svenja Kreuzer und Güler Almering helfen bei Problemen mit Schulden, ungewollter Schwangerschaft oder Gewalt im Elternhaus. Vor allem aber unterstützen sie die Schüler bei Bewerbungen um Lehrstellen und Praktikumsplätze.

Salvatore ist ein kräftiger Junge mit dunklem Kraushaar, an diesem Tag trägt er Schwarz; Jacke, Hemd, Hose. Wie alle Schüler in der ABV-Klasse, der Klasse für Jugendliche ohne Ausbildungsverhältnis, besucht er das Berufskolleg, weil er als

Minderjähriger ohne Lehrstelle gesetzlich dazu verpflichtet ist. Klassen wie seine stehen in der Hierarchie einer Berufsschule an unterster Stelle. Mit ihrem oft schlechten Hauptschulabschluss sind die meisten Schüler dieses Bildungsgangs auf dem regulären Ausbildungsmarkt von vornherein beinahe chancenlos. Einen weiterführenden Abschluss können sie nur erwerben, wenn ein Lehrer sie ausdrücklich empfiehlt. Die Trostlosigkeit ist groß. Von den 55 Mitschülern Salvatore erschienen in den zurückliegenden Monaten selten mehr als 8 zum Unterricht.

Salvatore kam regelmäßig. Seine Eltern stammen aus Sizilien; sie könnten ihm nicht weiterhelfen, meint er, aber irgendwie müsse es ja vorangehen. Weitgehend eigenständig hatte er nach der Hauptschule entschieden, einen kaufmännischen Beruf zu erlernen. Seine Note in Mathematik aber war mangelhaft, und sein Weg führte ihn in die ABV-Klasse.

Die Tests zur Berufsfindung bei Svenja Kreuzer wiesen auf eher handfeste Begabungen hin. Salvatore absolvierte Praktika, wie vorgeschrieben jeweils nur einen Tag lang. Den ersten Betrieb, eine Glaserei, empfand er als unfreundlich, die spätere Arbeit eines Dachdeckers als anstrengend. Beim dreiwöchigen Praktikum im Hotel gefiel es ihm besser. In der Küche und in den Zimmern sei er gewesen, erzählt er, auch bei den Beratungen, er meint die Rezeption. Warum er sich nicht dort um eine Lehrstelle bemüht? Das Geld, antwortet Salvatore. Er habe gehört, dass sich im Hotel nicht mehr als 1800 Euro brutto verdienen lasse. Zu wenig für ein Haus, ein Auto und eine Familie.

Erst einmal anfangen, das schreckt ihn ab. Dass ein schlechter Hauptschulabschluss und sein Anspruch schlecht miteinander vereinbar sind, daran mag er nicht denken. Findet er bis zum Ende der Sommerferien keine Lehrstelle, bleibt er für ein weiteres Jahr in der ABV-Klasse. „Ich hab’s mir halt einfach vorgestellt“, sagt er. „Schule, weitermachen, und irgendetwas wird schon dabei rauskommen.“

Vielleicht eine Maßnahme, sagt Frau Kreuzer. Während einer Maßnahme sollen Sozialverbände wie das Kolpingwerk Jugendliche außerhalb der Schulzeit darin unterstützen, Perspektiven zu finden. Die Verbände erhalten dafür Geld von der Arbeitsagentur. Es ist auch ein Versuch, Jugendarbeitslosigkeit vorübergehend unsichtbar zu halten. Oder eine Einstiegsqualifizierung, sagt Frau Kreuzer. Während einer Einstiegsqualifizierung arbeiten Jugendliche bis zu zwölf Monate lang staatlich bezuschusst, bis der Arbeitgeber entscheidet, ob er sie als Auszubildende übernimmt.

Manche Firmen rund um Köln bieten 60 Qualifizierungsplätze, anschließend aber nur 30 Lehrstellen an. Allein das Wissen um



Eingangstor des Kölner Erich-Gutenberg-Berufskollegs: 17 Bildungsgänge, 12 Abschlüsse



Wirtschaftsgymnasiastin im Unterricht: Trotz linearer Algebra straffe Ruhe

derartige Konkurrenz entziehe jungen Erwachsenen wie Salvatore die Energie, sagt Svenja Kreuzer. „Im Zweifel fangen sie ja doch wieder bei null an. Nur sind sie in der Zwischenzeit noch ein Jahr älter geworden.“

Große Pause. Smartphones kreisen. Sie sind bestückt mit amerikanischen Fernsehserien und digitalen Lesezeichen für Automarken, Kleidung und High-End-Technik. Im Unterricht, es ist ein ungeschriebenes Gesetz, werden sie eingesammelt.

Die Mutlosigkeit, die Resignation vieler Schüler speise sich auch aus den immer verfügbaren Bildern von Wohlstand und Glamour – selbst die Internetfreunde im Kollegium sind davon überzeugt. Dass zu einem guten Leben ein langer Atem gehöre, Anstrengung und Ausdauer, gehe im Rausch der Bilder leider unter, sagen sie. Gleichzeitig aber führe jeder Tag vor, wie weit das eigene Leben von der Serienwirklichkeit entfernt sei. Natürlich verunsichere das, meinen die Pädagogen. Wie solle da ein stimmiges Selbstbild entstehen?

Um sich dem glamourösen Lebensstil wenigstens zu nähern, arbeiten zahlreiche Schüler als Aushilfen. Die Zeit, manchmal mehr als 20 Stunden in der Woche, fehlt bei der Suche nach langfristigen Perspektiven. Doch auch weil sie oft weitaus mehr verdienen als ein Lehrlingslohn hergeben könnte, erscheint manchen ein Ausbildungsplatz am Ende nicht mehr so wichtig. Urlaub, ein vorzeigbares Auto, Klamotten – um die 700 Euro brauche man schon im

Monat, berichten zwei Wirtschaftsgymnasiasten. Mit Bafög und Kindergeld allein lasse sich das Leben doch nicht genießen.

Die beiden haben Glück; ihre Eltern dulden den Nebenerwerb nur, solange die Noten stimmen. Ein Großteil der Väter und Mütter aber zeigt wenig Interesse am Schulalltag. Zugleich legen viele Wert darauf, dass ihr Nachwuchs ein Kolleg für Wirtschaft und Verwaltung besucht.

„Vor allem Eltern mit Migrationshintergrund wollen vermeiden, dass ihr Kind einmal ähnlich dreckige Arbeit verrichten muss wie sie“, sagt die Pädagogin Güler Almering, die selbst ein Kind türkischer Einwanderer ist. „Sie denken an Jura oder BWL. Sie formulieren Zielbiografien, die mit den Fähigkeiten ihrer Kinder oft nichts zu tun haben – und manchmal auch mit ihren eigenen Wertvorstellungen nicht.“

Eine muslimisch erzogene Schülerin der höheren Handelsschule darf kein Praktikum im Einzelhandel antreten, weil sie alkoholhaltige Getränke in die Regale räumen müsste. Andere Familien untersagen ihren Töchtern, einen Pflegeberuf zu erlernen; der hätte Zukunft, aber die Töchter kämen mit unbedeckten Männern in Kontakt. Die nächsten Jugendlichen schließlich wagen selbst nicht den Sprung. Frau Almering hat schon Schüler auf Einstellungsgespräche vorbereitet, die den Ausbildungsplatz am Ende ausschlugen, weil er auf der anderen Rheinseite und damit in einer ihnen fremden Welt lag.

Es sind Beschränkungen, die eine Schule kaum auffangen kann. Die Kluft zwi-

schen einer Leistungsgesellschaft und den Möglichkeiten mancher, die in ihr heranwachsen, ist grausam. In Nordrhein-Westfalen soll nun „Kaoa“ Abhilfe schaffen. „Kein Abschluss ohne Anschluss“, ein Programm des Arbeitsministers, wird mit bis zu 60 Millionen Euro vom Bund gefördert und soll die Strukturen für den Übergang zwischen Schule und Beruf vereinfachen und dabei keinen Jugendlichen „zurücklassen“.

Im Kölner Kollegium gilt lange schon der Grundsatz, niemanden verloren zu geben. Doch der Grat ist schmal: Wo liegt die Grenze? Wann wird aus Unterstützung eine Erziehung zur Unselbstständigkeit? In fast jeder Pause schwirrt die Diskussion im Lehrerzimmer.

Manchmal fragt der Rektor sich, ob Schule nicht längst auch ganz andere Fähigkeiten vermitteln müsse. Einer seiner Kollegen im Ruhrgebiet bietet für Jungen und Mädchen der zehnten Klasse nur Unterricht in Lebensbewältigung an: Wie lässt sich billig und gesundheitsbewusst im Supermarkt einkaufen? Wie streckt man eine Hartz-IV-Rate über einen Monat?

„Eine Wahrheit“, sagt Rektor Wohlgemuth, „eine Wahrheit ist doch auch, dass es in unserer computergestützten Dienstleistungsgesellschaft für zahlreiche junge Menschen kaum mehr Berufe gibt, denen sie gewachsen wären.“

Das, sagt der Schulleiter, ahnten diese jungen Leute. Und sie könnten sich schon als Teenager nicht vorstellen, wie sie jemals dagegen ankommen sollten.